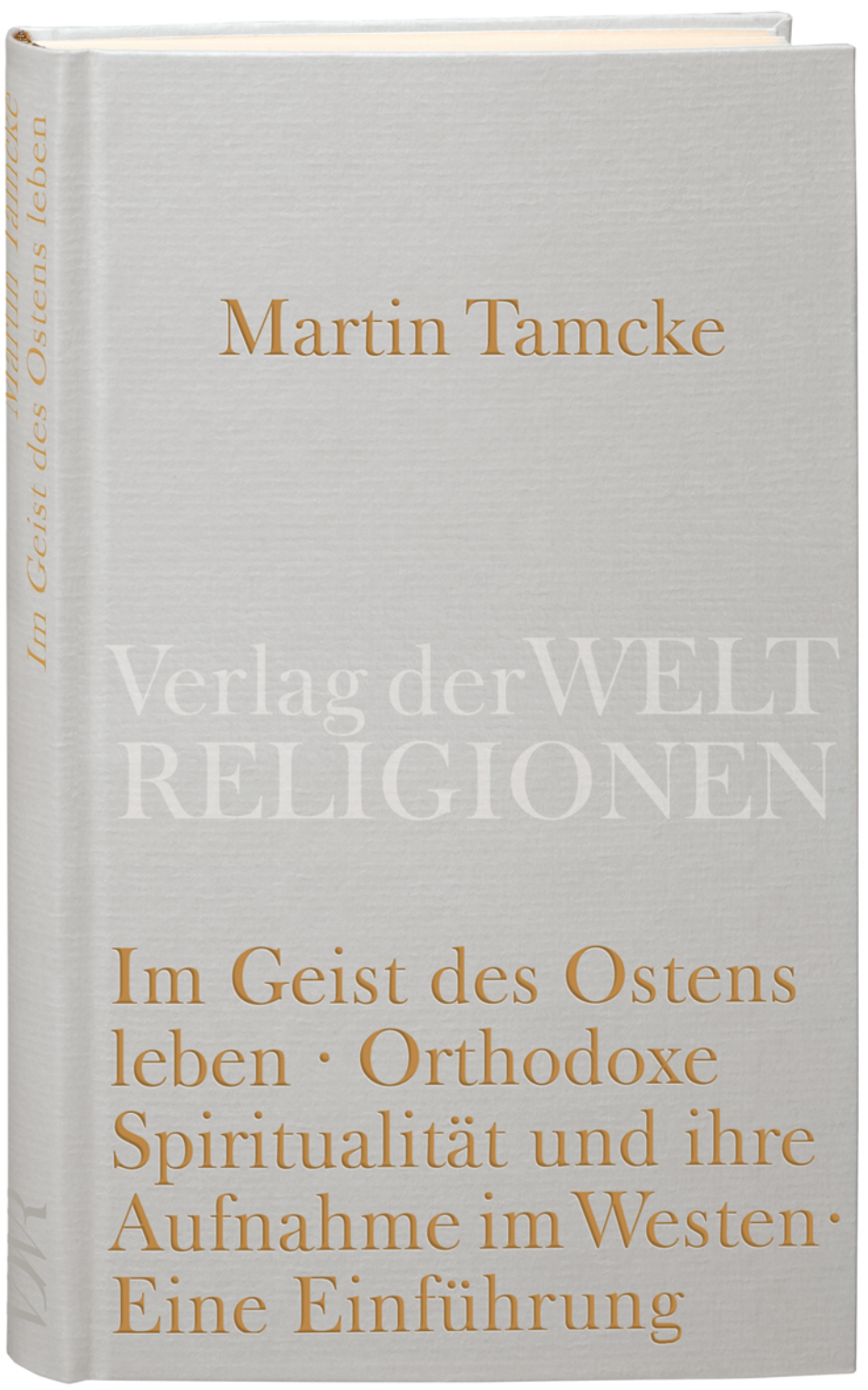
Martin Tamcke
Im Geist des Ostens leben
Martin Tamcke
Verlag der WELT RELIGIONEN
Im Geist des Ostens leben · Orthodoxe Spiritualität und ihre Aufnahme im Westen · Eine Einführung

»Spiritualität« – dieses Phänomen wird heute von der westlichen wissenschaftlichen Theologie vernachlässigt und von den Kirchen weitgehend nicht verstanden und beantwortet. Dennoch übt die Frömmigkeitspraxis der Ostkirche eine ungebrochene Faszination auf die Menschen im Westen aus. Mit den großen Migrationsbewegungen seit Anfang des 20. Jahrhunderts kamen spirituelle Formen nach Westeuropa und Nordamerika, die zunächst fremd, unverständlich oder einfach bizarr erschienen: das Herzensgebet, in dem beständig eine einzige Gebetsformel unzählige Male wiederholt und mit dem Atem abgestimmt wird; die Verehrung von Ikonen, die teilweise bis in die Körperhaltungen geregelt wurde; das Phänomen der geistlichen Begleitung durch weise und oft asketisch lebende Mönche.

Martin Tamcke beschreibt die religiöse Praxis des Ostens in ihrer Vielgestaltigkeit anhand der Quellen und bedeutender Gestalten der Kirchengeschichte. Er zeichnet nach, unter welchen Vorzeichen spirituell Suchende im Westen diese geistlichen ›Techniken‹ sich angeeignet haben. Als repräsentative Vertreter einer Lebensweise aus dem Geist des Ostens stellt er Thomas Merton (1915-1968), den berühmten amerikanischen Trappistenmönch, und Henry von Heiseler (1875-1928), den in Rußland gebürtigen deutschen Autor und Mitglied des George-Kreises, vor. Anschaulich führt Tamcke in die orthodoxe Spiritualität ein und zeigt auf, wie Herzensgebet, Ikonen und geistliche Begleitung auch außerhalb ihres eigentlichen Kontextes Lebensentwürfe zu verändern und zu bereichern vermögen.

Martin Tamcke, geboren 1955, Professor für Ökumenische Theologie und Orientalische Kirchen- und Missionsgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen, Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, Consultant bei Pro Oriente sowie Mitglied der Kommission für den Dialog der EKD mit der russisch-orthodoxen Kirche. Forschungsschwerpunkte: Ostkirchenkunde, christlich-islamische Koexistenz, syrische Kirchengeschichte, orientalisch-okzidentale Interaktion.

MARTIN TAMCKE

IM GEIST DES OSTENS LEBEN

ORTHODOXE SPIRITUALITÄT UND IHRE AUFNAHME IM WESTEN EINE EINFÜHRUNG

VERLAG DER WELTRELIGIONEN

Gefördert durch die
Udo Keller Stiftung Forum Humanum

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar.
http://dnb.d-nb.de

© Verlag der Weltreligionen
im Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Einband: Hermann Michels und Regina Göllner
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Bindung: Buchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Printed in Germany
Erste Auflage 2008
ISBN 978-3-458-71014-1

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

IM GEIST DES OSTENS LEBEN
ORTHODOXE SPIRITUALITÄT UND IHRE AUFNAHME IM WESTEN

INHALT

Vorwort 11

1 Die Praxis des Ostens 14
Die Ikonen 14
Der Streit um die Bilder 14
Das Bild und seine Herstellung 18
Frömmigkeit und Theologie 24
Das Herzensgebet 31
Das Ziel: Die Ruhe *(hēsychia)* 31
Die Vorbereitung: Askese 35
Das Lehrbuch: Von der *Philokalie* zum *Dobrotoljubie* 41
Die Methode: Der Atem, das Sitzen, die Formel 47
Die *Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers* 56
Der Palamismus 63
Die Verehrung des Namens Jesu 66
Die spirituelle Begleitung 71
Starzen, Geronten, geistliche Väter und Mütter 71
Der Schüler 74
Die Starzen in Rußland 81
2 Die Aufnahme im Westen 88
Die ökumenische Dimension des Herzensgebets 88

Reformierte Entdeckung spiritueller Dimensionen 90
Die Zwänge der Moderne und das Seelenheil . 95
Durch Neugier und Versuch zum Herzensgebet 99
Hinwendung zu den Ärmsten 106
Die »Seelen-Heilkunde« der Wüstenväter 111
Die »Kultur des Lebens« 115
Entdeckungen eines lutherischen Protestanten . 118
Rückblick und Ausblick 120
3 Ostwestliche oder westöstliche Lebensweise .. 125
Henry von Heiseler 125
Ein Leben zwischen Rußland und Deutschland 125
Mit von Walter auf dem Weg zur Mystik 127
Der Name und das Vorbild 135
Thomas Merton 147
Ein bewegtes Leben auf der Suche 147
Philoxenos im Regen 156
Weltgenuß und Weltflucht 168
Von den Wüstenvätern lernen 173
Am Ende des Weges 178

Nachwort 180
Anmerkungen 184
Literaturhinweise 202
Bildnachweise 206

VORWORT

»Spiritualität« – dieses Wort ist heute bei den Kirchen groß im Schwange, ohne daß das Phänomen richtig verstanden und von der wissenschaftlichen Theologie angemessen reflektiert würde. Das war freilich nicht immer so, und man wird hier bei Kirche und Theologie eine gewisse Traditionsvergessenheit konstatieren müssen. Besonders im protestantischen Teil Deutschlands bleiben heute Religiosität und Theologie zumeist getrennte Phänomene, bei denen der Gottesgelehrte die Nase rümpft über die unermüdlichen religiösen Suchbewegungen einer erfahrungshungrigen Bevölkerung. Und wer seinen religiösen Ort gefunden hat, wendet sich enttäuscht und verbittert von einer Theologie ab, die zwar auf hohem Niveau zu forschen versteht, den existentiellen religiösen Bedürfnissen aber nicht nur nichts zu geben imstande ist, sondern sie noch nicht einmal mehr verstehend aufzunehmen vermag, ohne sogleich in intellektuelle Skrupel zu verfallen.

Das ist die – übrigens nicht ganz so neue – Ausgangslage, in der die Frömmigkeitspraxis der Ostkirchen eine große Faszination auf viele Menschen im Westen ausübt. Ikonenverehrung, Herzensgebet, geistliche Begleitung: Diese drei Formen der religiösen Praxis haben im Laufe der Jahrhunderte eine reiche und vielgestaltige Tradition orthodoxer Spiritualität hervorgebracht. Im Zuge der Migrationsbewegungen seit dem Anfang

des 20. Jahrhunderts verbreitete und vertiefte sich die Kenntnis von diesen religiösen ›Techniken‹ auch in Europa und Nordamerika. Wenngleich sie auch als fremd, unverständlich oder bizarr erscheinen mochten, trafen sie hier doch auf große Neugier und ernsthaftes Bemühen – für nicht wenige Menschen wurden sie zu einer wichtigen Bereicherung ihres geistlichen Lebens. Dabei erwuchs die östliche Praxis aus ganz anderen Voraussetzungen und behauptete sich in Kontexten, die etwa in ökonomischer, technologischer oder kultureller Hinsicht vom Westen verschieden waren.

Zu einer Einführung in die orthodoxe Spiritualität, wie sie dieses Buch bieten möchte, gehört also zweierlei. Zum einen muß sie die östliche Praxis, also Ikonenverehrung, Herzensgebet und geistliche Begleitung, aus ihrer Geschichte anhand von Quellen und herausragenden Einzelpersönlichkeiten darstellen (Kapitel 1). Zum anderen muß sie aber auch nachzuzeichnen versuchen, wie diese Praxis, vorrangig Herzensgebet und geistliche Begleitung, im Westen rezipiert wurde und unter welchen Vorzeichen sich dieser Transfer von östlichem Kulturgut in westliche Verhältnisse vollzog (Kapitel 2). Wie östliche und westliche Tradition und Spiritualität eine Synthese eingehen können, die zu einer ›westöstlichen‹ oder ›ostwestlichen‹ Lebensweise führt, das soll anhand zweier bedeutender Gestalten im ›Zwischen‹ der Kulturen, Henry von Heiseler und Thomas Merton, verdeutlicht werden (Kapitel 3).

Es sei noch bemerkt, daß man natürlich nicht nur im Westen im ›Geist des Ostens‹ leben kann, sondern auch im Osten aus dem ›Geist des Westens‹. So wäre es reizvoll, auch den Blick nach Osteuropa oder in den Orient

zu richten, um zu sehen, wie dort wiederum neben westlicher Technik und Wissenschaft auch westliche Spiritualität aufgenommen wurde. Infolge des Kolonialismus und der Ausbreitung des Christentums vom 16. bis 19. Jahrhundert wirkten etwa die protestantische Bibelfrömmigkeit oder die Phänomene der katholischen Spiritualität wie der Rosenkranz in vielen außereuropäischen Kulturen fort. Aber dies wäre ein eigenes, umfangreiches Thema – und eine Einführung soll nicht zuletzt auch kurz und bündig sein.

Um den Charakter einer Einführung zu wahren und den Text nicht allzusehr mit dem gelehrten Apparat zu überfrachten, mußten die Anmerkungen erheblich reduziert werden, und die Auseinandersetzung mit der Forschung sollte in den Hintergrund treten. Die verbliebenen Literaturangaben verstehen sich als Wegweiser durch das Dickicht des Blätterwaldes. Wer sich auf den Weg macht, wird zweifelsohne wertvolle Entdeckungen machen. Ihm sei aber auch mitgegeben, was Erhart Kästner in einem Buch über seine Reise ins griechische Zentrum der Orthodoxie, den Berg Athos, schrieb: »Man muß, wenn man aus der Unruhe des Westens auf den heiligen Berg kommt, ziemlich weit unten anfangen.«

1 DIE PRAXIS DES OSTENS

> Die orthodoxe Sinnes- und Wesensart kann wohl empfunden, aber nicht zergliedert werden; die Orthodoxie wird aufgezeigt, aber nicht bewiesen. Daher gibt es für jeden, der die Orthodoxie erfassen will, nur *einen* Weg – die direkte orthodoxe Erfahrung. *(Pawel Florenski)*

DIE IKONEN

Der Streit um die Bilder

Bilder und Bildlosigkeit standen in den Religionen der Welt immer wieder in einem spannungsvollen Verhältnis. Grundlegend für Judentum und Christentum war das alttestamentliche Bilderverbot: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist.« (Ex 20,4) Das Bilderverbot der Bibel wirkte auch auf den Islam, der dann freilich die kunstvolle Kalligraphie derart bildförmig übersteigerte, daß besonders im Umfeld muslimischer Mystiker das Tor zum Bild wieder geöffnet wurde.

Die Bilderverehrung führte im Christentum zu heftigen und oft blutigen Streitigkeiten. Wie könne denn der Christ das Göttliche als Bild und Gestalt darstellen? Das ist die Kernfrage der Bilderstreitigkeiten aller Kon-

fessionen zu allen Zeiten. Im byzantinischen Christentum führte diese Frage mit Beginn des 8. Jahrhunderts zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen, bis sich 843 die Bilderverehrung endgültig durchsetzen konnte; dieser Sieg wird jährlich in allen orthodoxen Kirchen mit dem »Fest der Orthodoxie« feierlich erinnert. Leider ist der Verlauf der argumentativen Auseinandersetzung historisch nur schwerlich zu rekonstruieren, weil die sieghaften Bilderfreunde, die Ikonodulen, fast alles vernichteten, was die Bildergegner, die Ikonoklasten, gedacht und geschrieben und auf Synoden erörtert und beschlossen hatten.[1]

Deutlich ist aber der Haupteinwand der Ikonoklasten, und er zielt ins Zentrum. Weil Gott unbegreifbar, nicht darstellbar, ohne begrenzte Gestalt ist, kann alles, was Menschen sich da schaffen, nur blanker Anthropomorphismus sein, eine Übertragung menschlicher Gestalt und menschlicher Verhaltensweisen auf nichtmenschliche Dinge. Dadurch bleibt das Bild in Wahrheit ganz auf der Ebene des Menschlichen und zieht das Göttliche in die Kategorien und Vorstellungen des Menschlichen hinab – womit das Göttliche seines Wesens beraubt ist. Wer ein Bild als Ausdruck des Bildlosen nimmt, der profaniert das Heilige.

Verstärkt wurde diese Kritik noch durch die Umwelt. Als der Bilderstreit in voller Schärfe ausbrach, da lebten die Juden nach wie vor an der Seite der Christen und mokierten sich über die das Bilderverbot des Alten Testaments übertretende ›Tochterreligion‹. Und auch die ›Enkelreligion‹, der Islam, vertrat seit einem Erlaß von Yezid II. im Jahr 721 mit einer kompromißlosen Strenge die Bildlosigkeit: Größe und Einzigartigkeit des un-

sichtbaren Gottes würden durch den Versuch seiner Abbildung lächerlich gemacht und vermenschelt. Hinzu kam, daß der Islam durch seine überwältigenden militärischen Siege das Christentum zu einer Religion niederen Ranges zu degradieren schien.

Der Streit um die Ikonen wurde als Fortsetzung der gerade überstandenen schweren dogmatischen Streitigkeiten um das rechte Verständnis der Natur Christi ausgefochten. Die Frage war, wie man von Gottheit und Menschheit in Jesus Christus angemessen sprechen könne. Jene Theologen, die besonders die Göttlichkeit Christi betonten, wurden als »Monophysiten« verurteilt, ihre Anhänger schieden aus der byzantinischen Reichskirche aus. Heute stehen die Kopten, die Äthiopier, die Eritreer, die Armenier, die Syrisch-Orthodoxen und die Indisch-Orthodoxen in dieser Tradition. »Kann denn ein Mensch einen Menschen erlösen?« fragten sie ihre Gegner. Diese wollten aber auch die Menschheit Jesu Christi ganz ernst genommen wissen, für sie wohnte Gott gleichsam in der menschlichen Natur Christi. Auch die Vertreter dieser Theologie wurden von der Reichskirche verurteilt und im Westen über die Jahrhunderte hin fälschlicherweise nach dem Patriarchen Nestorius (5. Jh.), der die zwei Naturen gewahrt wissen wollte, »Nestorianer« genannt. Ihre Nachkommen bilden heute als Apostolisch-Assyrische Kirche des Ostens die Mehrheit der Christen im Irak. Sieghaft aber waren jene, die auf dem Konzil von Chalcedon (451) festhielten, daß in Christus beide Naturen enthalten seien, und zwar »unvermischt und ungeteilt«. Wie man sich denn nun die beiden Naturen in Christus vorstellen solle, dazu machte man keine näheren Aussagen.

Zu dieser Bekenntnistradition gehören heute Katholiken, Protestanten und Orthodoxe gleichermaßen.

Das theologische Argument der Bildergegner entwickelte sich ausgehend von diesen altkirchlichen Lehrentscheidungen: Wer Christus male, der begehe Ketzerei, weil er die göttliche von der menschlichen Natur Christi abziehe, denn er könne ja nur die menschliche Seite darstellen. Oder vermeine man etwa, ebenfalls die göttliche darzustellen? Das wäre ebenfalls Ketzerei. Und wenn man meine, mit der menschlichen auch die göttliche Natur dargestellt zu haben, dann vermische man beide Naturen Christi miteinander und begehe wiederum Ketzerei. Also: Kein gemaltes Bild könne das göttliche Wesen einfangen, das einzig mögliche ›Bild‹ Christi sei die Handlung der Eucharistie.

Der Bilderstreit wuchs sich zu einem innenpolitischen Problem aus, und aus theologischen Disputen wurden politische Konflikte. Im Jahre 730 wurde Bilderverehrung als Götzendienst verurteilt. Kaiser Konstantin V. (reg. 741-775), Sohn und Nachfolger des ikonoklastischen Leon III. (reg. 717-741), verurteilte selbst in einer Schrift den Bilderkult als Götzendienst, weil Urbild und Abbild wesenseins sein müssen und die Ikonodulen damit behaupten müßten, daß auch die göttliche Natur im Bild präsent sei – für ihn ein klarer Fall von Blasphemie. Mit dem Traktat des Kaisers wurde 754 die bilderfeindliche Synode zu Hiereia eröffnet, die den Bilderkult verwarf und die Bildherstellung untersagte. Der Kaiser ließ darauf im Kampf gegen die Mönche, die den Ikonodulen nahestanden, Klöster in Kasernen umwandeln und Mönche ins Heer schicken. Nach dem Tod Konstantins kam es unter der bilderfreund-

lichen Kaiserin Irene zum Siebenten Ökumenischen Konzil von Nicäa 787, das die Bilderverehrung als rechtgläubig, als ›orthodox‹ feststellte. 814-843 erlangten dann wiederum die Ikonoklasten die Oberhand, 815 wurden die bilderfeindlichen Beschlüsse erneuert. In dem von Kaiser Theophilos (reg. 829-842) zum Patriarchen erhobenen Johannes VII. (reg. 837-843) erwuchs den Bilderfeinden ihr bedeutendster theologischer Lehrer. Nach dem Tod des Kaisers aber führte die Kaiserin Theodora erneut in Byzanz die Kirche und den Staat zur Bilderverehrung zurück, der Bilderkult wurde auf einer Synode 843 nochmals bestätigt. Nach diesem Sieg der Bilderfreunde konnte sich die Verehrung der Ikonen in der orthodoxen Lebenswelt etablieren und prägt das Bild der orthodoxen Spiritualität bis heute.

Das Bild und seine Herstellung

Die Ikonen fallen dem westlichen Beobachter sicher zuerst als eine Besonderheit im religiösen Leben der orthodoxen Christen ins Auge.[2] In frommen Familien gibt es in den Häusern eine Ecke, vor der man Gebete verrichtet. Dort hängt eine Ikone, zumeist mit einem brennenden Licht davor. Vor und nach dem Essen versammeln sich die Familienmitglieder und die Gäste vor der Ikone und sprechen ihr Gebet. Das ist noch heute in allen orthodoxen Familien so, die ihren Glauben ernst nehmen. Auch in den orthodoxen Kirchen, in denen der Altarraum vom Gemeindeschiff durch die Ikonostase (»Bilderwand«) getrennt ist, kann man miterleben, wie Ikonen verehrt werden, wie Menschen

sich vor Ikonen verneigen und bekreuzigen, Kerzen bei den Ikonen als sichtbare Zeichen der Fürbitte oder Verehrung anstecken oder wie sie gar die Ikonen küssen.

Das Wort »Ikone« leitet sich ab vom griechischen *eikōn*, das zunächst nichts anderes heißt als »Bild«. Der Grundstock einer jeden Ikone ist eine Holztafel. Das Holz muß astfrei, harzfrei und gut getrocknet sein. Im Mittelmeerraum stellte man die Ikonenbretter aus Zypresse, Olive, Sykomore, Platane, Nußbaum, Pappel oder Pinie her, in Rußland traten an deren Stelle Linde, Erle, Eiche und Birke, auch Fichte und Lärche. Die Herstellung der Ikonentafeln oblag den Zimmerleuten, die auch die Vertiefung aushoben, die die eigentliche Malfläche darstellt. Diese Vertiefung wird als »Arche« oder »Schrein« bezeichnet. Erst in der fortschreitenden Neuzeit nimmt die Verbreitung flacher Ikonen immer mehr zu. Die verwendeten Farben werden vom Ikonenmaler nach bestimmten Rezepten angefertigt. Als Beispiel sei die Anleitung zur Herstellung von Bleiweiß aus dem Malerhandbuch des Malermönchs Dionysios vom Berg Athos zitiert: »Nimm Blei, schneide es in breite Stücke, tue Essig in ein Gefäß, nämlich einen irdenen Topf, und hänge die Bleistücke in den Topf. Schließe diesen Topf fest zu und begrabe ihn in ungegorenem Mist an einem Orte im Hause, wo es warm ist, und laß es da zehn oder fünfzehn Tage. Nimm es dann heraus und schütte es auf Marmor. Wenn du es zerrieben hast, sammele es in ein weites Gefäß, damit es trockne, und so wird es gut.«

Die Darstellungsweise der Ikonen ist bisweilen als »Schematismus« bezeichnet worden. Um diese eigentümliche Art der typischen Malerei zu verstehen, muß man auf den kunsthistorischen Ursprung der Ikonen

Abb. 1: Ikonenmaler auf dem Berg Athos

im ägyptisch-hellenistischen Mumienporträt hinweisen. Dort ging es darum, das Angesicht des Verstorbenen mit seinen individuellen Zügen zu verewigen – zumeist natürlich aus der Erinnerung, mit einer Beschränkung auf die wesentlichen Merkmale. Die Ikonen wollen aber nicht nur wie das Mumienporträt verewigen, sondern auch Ewiges aktualisieren und Aktuelles transzendieren. Damit eröffnen Ikonen immer Beziehung: Sie verweisen auf Überzeitliches im Zeitlichen.

Im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich Regeln zur Herstellung von Ikonen aus, die sowohl die materiellen Grundlagen wie Farben und Malmittel festlegten als auch die inhaltliche Gestaltung normierten. Derlei Regeln, Hinweise und Anleitungen wurden in Malerhandbüchern festgehalten, die auch zur Ausbildung der angehenden Ikonenmaler dienten.[3] Als Beispiel seien hier